

(Nachdruck verboten.)

101.

Die Achenbacher.

Roman von Anton v. Perfall.

Da kollerte das Gebetbuch Resls die Stufen hinab, ihre Hand haschte vergebens nach dem Strick — der Turm — das kleine Fenster — die Schneeberge draußen — alles drehte sich im Kreis und die Glocken fingen von neuem zu singen an und zu summen, da lag sie schon in Floris Armen.

„Dein Schatz, Dein Schutz für immer, fürs ganze Leb'n. Das is die Liab, Reserl, von der in all'n Büach'n steht, in jedem Liad, die a G'walt hat wie der König und do so fromm is wie a Lamm, bei der man net sag'n kann, wo kommt her, wo willst hin.“

Resl lauschte regungslos der süßen Offenbarung, die so mächtigen Wiederhall fand in ihrer Seele.

„Und fürs ganze Leb'n, sagst?“ fragte sie in weicher Hingabe.

„Was denn? Fürs ganze Leb'n und no drüb'r 'naus, — weit drüb'r 'naus.“ Flori verlor sich ganz in das Beschauen des entzückten lieben Antlitzes.

Gar verführerisch wintte der rote Mund, und ein heftiges Verlangen stieg in ihm auf, aber seine Arme zitterten, eine heiße Blut stieg ihm in das Gesicht, und nimmer hätte er es gewagt, den Mund zu küssen.

Ein häßliches Gelächter weckte ihn aus seiner Verzückung. Abergläubisches Entsetzen packte beide. Höhnzte ein böser Geist über die Entweihung des heiligen Ortes?

„Saubre zwei Turmwögel!“ ertönte die Stimme des Lenz.

Dicht unter Flori erschien das bleiche Gesicht des Burschen, aus dem alles Schlimme blickte, Haß, Neid und Mut über den Anblick, der ihm wurde.

„Das ist wohl schon lang Euer sündhaft's Nest? Und heut' feiert's den Abschied? Na wart's, der soll Euch teu'r z' stehn kommen! Wird'n halt no bet'n z'quat'r Lekt, hat Dein' Muatter g'meint. Ja, des war der rechte Rosenkranz und mit so an Bürschl —“

Flori ließ Resl los und wandte sich drohend gegen Lenz. „Nimm Di in acht!“

Sein ganzes Wesen erschien so kratterfüllt, aus seinen Augen leuchtete es so gefährlich auf, daß Lenz in seiner, jedem Angriff von oben gegenüber äußerst ungünstigen Stellung weitere Aufreizungen nicht geraten erschienen.

„Na, wollt's vielleicht, daß der Pfarrer auf Eure Schlich kommt? Der wird Euch a kaum einsegn'a do herob'n,“ bemerkte er.

Flori packte diesem Schleicher gegenüber ein trotziger Freimut. Er hätte es am liebsten zum Turmfenster hinausgerufen, was sich eben hier vollzogen.

„Wir kennen keine Schlich, wir zwei,“ begann er, daß der Turm dröhnzte, von seiner Stimme durchschallt. „Zum erst'mal in unserm Leb'n hab'n wir uns hier g'sproch'n, und was, sollst a wiss'n.“ Vergebens zerrte Resl, in Thränen aufgelöst, an seiner Koppe.

„Daß wir uns Liab hab'n, daß wir nimma lass'n von anand 's ganze Leb'n! Und das kannst überall d' erzähl'n! Mein' Vater, Dein' Vater, dem Pfarrer, der ganzen G'meind' —“

Auf Lenz' Antlitz versteinerte sich das höhnische Lachen allmählich zu einem häßlichen Grinsen.

„Jetzt mach Platz, Du Nächteule, Du schiache, und Kreisch's umanand, was g'hörst hast.“ Flori reichte Resl die Hand und stieg herab, an dem sich feig beiseite drängenden Lenz vorbei.

Resl beugte der Schmerz, die Angst vor dem Kommenden. Als sie an Lenz vorüberging, warf sie ihm einen stehenden Blick zu.

„Lenz, sei guat! Z'hat' Dir's net vergeß'n,“ sagte sie, einen Augenblick stehen bleibend.

„Wenn i Dein' Selt'r machet, net wahr?“

„Warst Du's net alleweil, selbst um Dein Leb'n?“ meinte Resl.

„Um mein Leb'n!“ Lenz machte eine wegwerfende Be-

wegung. „Mach, daß D' abi kimmst. Na wart' scho lang auf Di,“ setzte er dann verdrossen hinzu. Doch kaum war das Paar hinter der Krümmung der Stiege nach abwärts verschwunden, rief es oben: „Pst! Pst! Resl!! Geh durch d' Sakristei. Macha g'wahr'n i' Di net. Gast halt Not'n g'suacht.“

Vor der Kirche hatte sich ganz Osterhofen um die beiden Achenbacher gesammelt. Ihre stille Würde stand vorteilhaft ab gegen die lauten Freudentumgebungen der Gegenpartei.

Es wurde beschlossen, eine Beschwerdeschrift einzureichen, in welcher man sich verpflichten wollte, alle irgendwie geforderten Veränderungen vorzunehmen und damit den vorgeblichen Hauptgrund der Verlegung des Gottesdienstes nach Seehamm aufzuheben. Lorenz vor allem erklärte sich zu jedem Geldopfer bereit. Der Westermwald sollte unentgeltlich alles Bauholz liefern, und mit Bargeld, wenn's fehle, sei er auch zu finden.

Seine Opferwilligkeit wirkte, keiner wollte zurückstehen, je nach seinen Verhältnissen. Die altersgraue Kirche, mit welcher sie sich verwachsen fühlten, erstand in neuem Glanze vor ihren Augen. Nur der alte Achenbacher sah auch darin keine Rettung.

„Müht Euch all's nix,“ sagte er immer wieder. „Es handelt si net um die Kirch'n, um was anders handelt sie's. Um un'r ganz's Dent'n und Sein, das nimma paßt in die neue Zeit. Z' End is mit'n Bauern, zur Last san ma der neuen Welt mit un're alt'n G'feh und Bränd! O ja, 's wird schon wieder komm'n die Zeit, wo man ihn gern z'ruckhol'n möcht', wo man ihn suach'n wird mit der Latern, aber finden werden i' ihn nimma in dem G'wurl auf einand, in dem er si' verlor'n hat, und macha kann ma all's heutzutag, — Graf'n und Barona, die höchst'n Herrn, grad kein Bauer net. Der muach wach'n wie d' „Ficht'n“, langjam, Ringl um Ringl, auf an Platz, aus dem er seine Nahrung saug'n, in dem er seine Wurzel eintrall'n kann, alle Stürm' zum Troy.“

Der Großvater hatte schon seit Jahren seine Stimme nicht hören lassen. Eine wunderbare Kraft schien über ihn gekommen, und andächtig hörte man ihm zu.

Urban Lehner sah sich aus diesem Kreis völlig ausgeschlossen; trotz seiner neuen Würde trafen ihn von allen Seiten verächtliche Blicke. Er allein galt für schuldig. Der Pfarrer war erst seit zwei Jahren in der Gemeinde, von dem konnte man keine besondere Teilnahme für die Osterhofener verlangen. Solange ein Achenbacher an der Spitze stand, hätte es der Bischof selber nicht gewagt, eine solche entscheidende Verordnung zu erlassen.

Die aufspringliche, taktlose Guldigung, welche die jungen Leute dem Lehner vor der Kirche bereiteten, war diesem höchst peinlich, er floh förmlich auf seinen Hof und überfah darüber ganz die Abwesenheit Resls. Auch Flori kam infolge der erwähnten Besprechung gerade noch zeitig genug, um den Großvater heimzuführen.

Doch derselbe bedurfte kaum seiner mehr, ein neues Leben schien aufzuladern in dem Greis, als wolle dieser morsche Leib gewaltig sich auflehnen gegen alles, was Verwesung heißt und Absterben.

„Merkt D' jekt, um was 's sich handelt?“ redete er in Flori hinein. „Willst jekt no a G'meinschaft hab'n mit dena Leut, die ihr'n eigna Stamm verrat'n Tag für Tag! Jessas, wenn i jung wär! Wenn i jung wär!“

„Ja, wenn Du no jung wärst,“ sagte Flori, dem das Gerz im Leibe lachte, trotz aller Ereignisse des heutigen Tages, „dann thät' i Dir a schöne G'schicht erzähl'n.“

„Was für a G'schicht denn?“ fragte der Alte.

„Von zwei Turmschwalben und an Falken, der drauf g'stoß'n is,“ erwiderte Flori lachend.

Der Großvater blieb stehen und schüttelte das Haupt. „Mei, Flori, bist Du a Rindskopf! A glückliche Zeit, d' Jugend! Z'berzähl' ihm, wie a ganzer Stand abstirbt, der a Jahrhundert lang in Ehr'n b'stand'n, und er von zwei Turmschwalben und an Falk'n!“

Zwei Tage darauf spannte der Lehner seinen Schlitten ein. Ein großer Holzstoß wurde aufgeladen, dann stieg Resl auf, ganz eingepackt in einen wollenen Shawl, ein rotes Bündel in der Hand.

Die Lehnerin weinte zum Herzerbrechen, und fort ging es, die StraÙe ins Land hinaus.

Flori war gerade auf dem Weg in den Westerwald zur Holzarbeit. Von der Höhe aus sah er alles, und einmal war es ihm, als ob Kestl gerade herauf sähe zu ihm. Er sandte einen Zuchschrei nach, doch der mißklang kläglich, der gewohnte Laut blieb ihm in der Kehle stecken. „Des war der Florinet,“ wird sie sich 'dacht haben.

Das war genau die Geschichte von den zwei Turmschwalben, wie er sich's ausdacht hat am Heimweg von der Kirche. Die eine verschwindet am Horizont, ein kleiner, schwarzer Punkt, die andre schaut ihr nach mit wehem Herzen.

Lange stand er. Immer kleiner wurde das Gefährt — ein kleiner, schwarzer Punkt — dann nichts mehr. Aber das ist das End' no net von der G'schicht, die er si' ausdenkt hat. Das laut' ganz anders, und mit dem Gedanken stieg ein quellklarer, kräftiger Jubelruf hinauf zum Himmel, voll jugendlicher Hoffnung, voll männlicher Zuversicht.

III.

Seehamm war aus seinem Winterschlaf erwacht. Es schien wirklich ein neuer Geist dort zu wehen, der Aly eines alten, nicht mehr zeitgemäßen Regiments war von ihm genommen. Die Unternehmungslust trieb, nicht mehr eingedämmt durch fortschrittfeindliche Elemente, die üppigsten Blüten.

An allen Ecken und Enden erhoben sich Neubauten. Wirtschaftskonzessionen, welche der frühere Gemeinderat beharrlich verweigerte, wurden jetzt mit offenen Händen ausgeteilt. Die Blicke aller Spekulanten der Hauptstadt richteten sich auf das aufstrebende Dorf, als einen vortrefflichen Angriffspunkt ihrer kühnen Pläne. Die Bodenwerte stiegen zu unerhörter Höhe. Bereits lag der Entwurf einer Fetalbahn von seiten einer Aktiengesellschaft vor, welche Seehamm dem großen Schienennetz des Landes anschließen sollte. Artikel über den bisher noch viel zu wenig bekannten Luftkurort Seehamm, die Heilkraft der Seebäder erschienen in den Blättern.

Und das alles war mehr oder minder, wenn er auch mehr geschoben wurde als selber schob, das Werk des neuen Bürgermeisters Urban Lehner!

Man sollte es nicht glauben, was aus so einem Bauern werden kann, wenn ihm das Licht der Intelligenz aufgesteckt wird, aus so einem Bauernest, wenn die regensvollen Strahlen städtischen Fortschrittes einmal darüber hereinbrechen!

Der Lehner faßte auch sein Amt in ganz anderm Geiste auf als sein Vorgänger, der von seinem Hofe aus wie ein kleiner Despot regiert hatte.

Immer war er unterwegs, bald in der Stadt, um irgend ein Interesse des Ortes zu fördern, bald da, bald dort. Sein Einspännerl war in jedem Gasthof der Umgegend bekannt. Schon sein Neuheres entsprach ganz anders der Vertretung eines Plazes, der endlich einmal in dem Landesverkehr die Stellung einnehmen sollte, die ihm schon lange gebührt.

Er ging jetzt städtisch gekleidet, beinahe wie der Bezirksamtmanu selber, nicht im nächstbesten Arbeitsgewand, wie der Achenbacher. Und den seinen Umgang, den er hatte mit den höchsten Herren, und dabei doch wieder „a g'mein's Wes'n“ mit dem einfachsten Arbeiter, kurz, halt einer, wie er schon längst herg'hört hatt'.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Vom Niederrhein zur Nordsee.

Als der Schreiber dieser Zeilen sich zum erstenmal nach den Niederlanden wandte, benutzte er von Köln aus zur Fahrt einen sogenannten „Holländer“. So heißen im Volksmunde des Unterrheins die Dampfer, die vorzugsweise den Güterverkehr zwischen den Niederlanden und den wichtigeren Rheinstädten vermitteln. Da sie auf Personenbeförderung eigentlich nicht eingerichtet sind, fährt man auf ihnen zu wesentlich billigeren Sätzen. Von den deutschen Dampfern unterscheiden sie sich durch ihre schlankere Bauart, während sie an Schnelligkeit der Fahrt den Salon- und Lustschiffen nahe kommen. Der Dampfer fuhrte in der Hauptsache eine Ladung Obst, so daß nicht nur der Laderaum, sondern auch Hinter- und Vorderdeck mit aufeinander gestapelten und duftenden Körben hoch bedeckt waren. Holland ist nämlich Durchgangsland für deutsches nach England verschicktes Obst, das hier zu köstlichen „jams“ und Marmeladen verarbeitet wird, um so

eines der beliebtesten und billigsten Volksnahrungsmittel Englands zu bilden.

Das herrliche und romantische Bild, welches zwischen Mainz und Koblenz die Ufer des Rheins mit ihren zahlreichen und verfallenden Burgen, ihren waldbedeckten und zerklüfteten Höhen, ihren behäbigen Städten und rebenumkränzten Dörfern bietet, verliert sich hinter Bonn, sobald man Rolandsdell und das Siebengebirge passiert hat, völlig. Kaum daß von Bonn bis Köln ein einzelner Hügel sich aus der Niederung emporhebt. Hinter Köln aber werden die Ufer des Stromes gänzlich flach, um sich auf holländischem Gebiet selbst unter das Niveau des Meeres zu senken. Eine Rheinfahrt von Köln bis Rotterdam bietet daher landschaftlich kaum etwas Bemerkenswerthes.

Trotzdem ist sie für den aufmerksamen Beschauer nicht ohne Interesse. Allmählich ändert sich mit der Beschaffenheit des Bodens auch der Charakter der Landwirtschaft. Immer mehr tritt der Garten- und schließlich der Getreidebau zurück, um zuletzt der Viehzucht vorwiegend Platz zu machen. Während in den Gegenden des Feld- und Gartenbaues räumlich ausgedehnte Dörfer enge beieinander liegen, beginnen sie nach und nach sich auf größere Strecken zu verteilen. Die Hofriedelung, die ja der ganzen norddeutschen Tiefebene charakteristisch ist, tritt hervor: das Hofhaus mit scharf abgechrägtem Dach, dahinter die Ställe für das Vieh, die Unterkunftsräume für Wagen und Gerat, die Vorratspeicher u. s. f. Das Ganze ist meist im Viereck gebaut und häufig von einem wassergefüllten Graben und dicken Heideengehagen oder dicht gepflanzten Bäumen umgeben. Heden pflegen neben Wassergräben auch die einzelnen Weidareale abzutrennen. Es scheint fast, als gehe diese Sitte, Haus und Hof mit Heden zu umschließen, in sehr alte Zeiten zurück. So weiß schon Caesar von den Bewohnern dieser Gegenden zu berichten, daß sie junge Bäume einferbten und umbogen, um durch die seitwärts schießenden Äste und dazwischen gepflanzte Dorn- und Brombeersträucher undurchsichtige und „mauergleiche“ Heden zu erzielen. Die Weide ist durchweg von dem saftigen Rasen des Marischlandes bedeckt. Doch fördert die natürliche Feuchtigkeit des Bodens, die durch den Wassergehalt der Luft bei der Nähe des Meeres noch gesteigert wird, und das häufig an die Oberfläche tretende Grundwasser leicht Krankheiten unter dem Vieh, insbesondere die Maul- und Klauenseuche. Ist in einem Distrikt die Krankheit stark verbreitet, so sieht man allenthalben Tafeln angebracht, die von dem Ausbruch der Seuche Kunde geben, während es in solchen Fällen Grundsatz der Hausfrauen wird, alle im Hause verwandte Milch nur abgetocht zum Genuß zu geben.

Von den mannigfach abwechselnden Bildern, wie sie selbst eine Fahrt auf dem Unterrhein begleiten, mögen nur die dort häufig begegneten holländischen Flößer hervorgehoben sein. Am Oberrhein beginnen sie ihre Fahrt. Denn vor allem ist es das Holz des Schwarzwalbes, das auf diese Weise den Rhein herabgeschwemmt wird, um auf den Rotterdamer Werften verzimmert zu werden. Zwanzig bis dreißig meist mittelstarke Nichten- oder Tannenstämmen sind neben einander befestigt, während je nach der Länge der Borde eine, zwei und selbst drei solcher Stoppelungen, in der Länge verbunden, das Floß ausmachen. Nur an wenigen Stellen pflegt dasselbe mit Bohlen bedeckt zu sein; sonst hat das Stromwasser freien Zutritt durch die Spalten und Ritzen der Baumlage, ein Umstand, der jede Bewegung auf der an und für sich glatten Rinde der mit den Wellen schwankenden Stämme gefährlich macht und eine Vertraulichkeit von Jugend auf mit dem nassen Element voraussetzt. Je nach der Größe besitzt das Floß 6—10 Mann Besatzung, die in rohen Bretterverschlägen bei Wind und Wetter „auf Deck“ lampieren. An den beiden in der Stromrichtung liegenden Enden trägt es primitive, meist aus einem besonders langen Stamm bestehende und gleichzeitig als Ruder dienende Steuer, die von je drei bis vier Mann unter eintrönigen Rufen bedient werden, um das Abweichen des Floßes aus der Strommitte zu verhindern.

Von den Ortschaften, die auf der Rhalfahrt besonders ins Auge fallen, seien nur Zons und Arnheim genannt. Zons ist bemerkenswert durch seine Befestigungen, die aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts stammen und heute noch wohl erhalten sind. Die alte, aus Quadern gefügte Ringmauer tritt nahe an das Flußbett heran. Mit Zinnen bedeckt und von Schießscharten durchbrochen, wird sie von einer Anzahl runder und viereckiger Türme und Warten überragt und umzieht so den ganzen Ort, der als die letzte im mittelalterlichen Stil umwallte und besetzte Stadt ein historisches Interesse beanspruchen darf. Arnheim dagegen ist der Typus der modernen holländischen Stadt. Sie liegt malerisch am Ufer des Lek, der hier freilich seine tiefgrünen Wasser nicht mehr so majestätisch daherröckelt, wie vor der Abzweigung der Hffel und vor allem des Waal. In dem durchweg hellen und lebhaften Anstrich der vielfach landhausmäßigen und baumbeschatteten Häuser mit ihren blendendroten Ziegeln und grünen Fensterläden bietet die Stadt, an einem sonnenhellen Tage vom Schiffe aus gesehen, ein lebendiges und farbenvolles Bild der sprichwörtlich gewordenen holländischen Reinlichkeit. Es mag hier bemerkt sein, daß nicht allerorten in Holland und nicht zu allen Tagen, insbesondere nicht an Markttagen, die Sauberkeit der Straßen mit der der Häuser in Einklang steht. Für den villenartigen Teil Arnheims freilich ist dieser Vorbehalt kaum angebracht. Ist die Stadt doch der beliebte Ruheplatz der „Suiker-Lords“, der Zuderbarone, die es als Pflanzler im ostindischen Archipel oder als Zuderhändler im Stile der aus Muktatulis Max Gavelaar bekannten

„Drogstopfels von der Lauriergracht“ zu allen Kommoditäten des Reichthums gebracht haben. Dagegen gilt jene Einschränkung gewiß für den in der Nähe des Flusses gelegenen Teil Arnhem's, innerhalb dessen sich ein reger Expeditions-handel abspielt.

Jedem, der eine holländische Stadt betritt, muß sofort eine besondere Eigentümlichkeit des Landes auffallen. Es sind dies die Grachten und Blicte, die fast alle niederländischen Städte und mehr oder minder das ganze Land gitterartig durchziehen. Die Verbindung zu den Häuserzeilen auf beiden Seiten wird durch Brücken hergestellt. Meist sind sie von hohen Baumreihen flankiert und verleihen der Stadt ein malerisches Bild. Trotzdem wird der Fremde, zumal wenn er einige Zeit in den Binnenstädten gelebt hat, ihrer nur mit gemischten Gefühlen gedenken. Mancher Unrat aus den Häusern findet in sie seinen Weg, ebenso Markt-abfälle und diese um so leichter, als der Markt sich vielfach auf Brücken abspielt, die mit offenen Hallen überdeckt sind. Daher wird mancherorts das Bedürfnis empfunden, die faulenden Guthaten allwöchentlich aus dem nahezu stagnierenden Wasser zu entfernen. Zu dem Zwecke sichts man den Wasserboden jeden Sonnabend mit eisernen, an langen Stangen befindlichen Rezen ab, um die heraus-gebrachten Substanzen, Körper und Gegenstände in einen offenen Nachen zu entleeren. So notwendig das sein mag, mit ebenso ekelregenden und mephitischen Ausdünstungen zumal in den Sommermonaten ist es verhältnißmäßig, vor denen mancher regelmäßig in das offene Land zu flüchten pflegt. Aber auch dies ist, wie gesagt, durchweg von Blicten durchzogen, deren Gewässer, weil unterhalb des Meeres-spiegels liegend, bisweilen völlig zum Stehen gekommen sind und alsdann gleichfalls nicht allzu lieblich duften. Das ist ja auch der Grund, weshalb es in Holland unzählige Windmühlen giebt, wie man sie auf allen billigen „Delft“-fächern der Berliner Bazare als das auffallendste Kennzeichen der holländischen Landschaft abgebildet sehen kann. Um nämlich die Stagnation des Wassers zu verhindern, muß dasselbe in künstlichem Fluß und Bewegung gehalten werden. In manchen Stellen erreicht man dies durch Dampfmaschinen, in der weitans größten Mehrzahl der Fälle jedoch durch Wind-mühlen. In der Nähe von Leyden konnte man zur Zeit in Gesichts-kreise ihrer nicht weniger als etliche fünfzig zählen.

Holland ist das klassische Land der Alleen. Die bekannteste wohl führt vom Haag nach Scheveningen. Trotz ihrer Breite ist sie der ganzen Länge nach von üppigen Baumkronen völlig überschattet und zu beiden Seiten von dichtem Buschwerk umsäumt, weshalb der Nationalstolz der Holländer kaum mit Unrecht sie den Sebens-würdigkeiten der Welt beigesellt. Gleichfalls herrliche Baumgänge finden sich auf dem Wege von Leyden nach dem Fischer-dorf Katthof. Neben den Alleen führen häufig Blicte her, die mit ihren ruhenden und algenbedeckten Gewässern, zur Seite weitgestreckte Weiden, dem holländischen Flachland jenen Reiz des Melancholisch-Einförmigen verleihen, der uns die Landschaftsbilder der holländischen Naturalisten noch heute schätzen und lieben läßt.

Entgegen dem schwermütigen Charakter ihres Landes sind die Holländer ein kräftiger und froher Menschenschlag, dessen unverwilt-licher Lebenslust ein gut Teil sinnlichererer Derbheit beigemischt ist. Das zeigt sich nirgends deutlicher als bei den öffentlichen Lust-barkeiten, wo sich die konventionellen Unterschiede, die in Holland an und für sich bei weitem nicht so stark hervortreten wie in Nord-deutschland oder gar in England, noch mehr verwischen. Zumal in den Binnenstädten, wo keine Jüder- und Kaffeebarone das Regiment führen, kann man finden, wie sich die Holländerinnen aller Stände noch die Hand zu Tanz und Reigen geben. Auf dem Lande gehen diese Vollsäfte ganz im Stile unserer westdeutschen Kirmeisen mit Karussells und Buden vor sich. Anläßlich ihrer sucht die holländische Dorfschöne ihren ganzen Schmuck hervor, dessen Hauptstück auch hier in dem Kopfschmuck besteht, breiten Goldplatten, die das Haar an den unteren Seiten des Hinterkopfes umfassen und den Stolz der Holländerin ausmachen. Man muß es den holländischen Land-mädchen lassen, daß sie derben Scherzen und Annäherungen nicht ab-geneigt sind, wobei freilich der Waghalsige gut thut, die Eiferjucht der männlichen Schönen, die durchweg eine leicht bewegliche und harte Faust führen, in Rechnung zu ziehen.

Ein besonderes Interesse beansprucht die holländische Fischer- und Strandbevölkerung. Wenn man sich dem Meere nähert, „riecht“ man dasselbe schon weit ins Land hinein. Gleichfalls schon tief im Lande vernimmt man das regelmäßige, unterirdisch fort-gepflanzte Getöse der auf den flachen Strand aufschlagenden Wellen. Erreicht man schließlich die letzte der kaum mit spärlichem Gras bewachsenen und zerklüfteten Dünenreihen, so fällt der Blick plötzlich hinaus auf die Nordsee in ihrer gewaltigen und fürchtbaren Majestät. Ueberwältigend ist das Bild bei stürmischer See. Haushoch türmen sich die gepeitschten und schäumenden Wogenlämme, die unabsehbar heranrollen, um vor den Füßen des Beschauers in Staub und Gischt zu zerfließen. Im Kampf mit diesem Element wächst die Bevölkerung der Dünen auf. Daher ist sie in ihrem Aeußern ein ungewöhnlich harter und rauher Menschenschlag. Dem Härte und Mut gehören dazu, um die Heringskutter — schwer gezimmerte Holzschiffe mit einfachem Takelwerk und gleichem Vorder- und Hinterteil — auf die See hinauszulenken. Oft, wenn die Flottille sich verspätet oder Sturm-anzeichen sich bemerkbar machen, sieht man die Frauen des Fischer-dorfes sich vor ihren lauberen Häuschen oder auf den Dünen in Gruppen versammeln, um auf das Meer hinauszuspähen. Denn

häufig genug kehren Kutter von ihrer gefährlichen Ausfahrt nicht wieder zurück, ohne daß selbst die nächsten Gefährten wissen, wo das Meer sie verschlungen hat. —

Dr. G. Laufenberg.

Kleines feuilleton.

—d. Der Morgen. Taä, taä. Krrrrr.. rattert mein Beder. Schnell fahre ich in die Höhe, starre müde nach dem Zifferblatt. Natürlich schon hohe Zeit. Veneidenswerte Menschen, denen der Zwang des Frühaustrehens kein Unbehagen, sondern eine Freude ist. Mich findet die Nacht munter, der schönste Morgenschimmer dagegen würde mich ungewungen nie wach treffen. Und doch bin ich lange nicht der erste.

Während ich in der Waschküchel plätschere, geht schon das morgendliche Konzert los.

Rechts im Seitenflügel des Hofes kündigt eine misstönende Fabrikhimmel mit eisigem Schwing den Anfang der Arbeit.

Gleichzeitig wird es auch in der Schule links lebendig. Aus einem Klassenzimmer zirpt das Stimmen einer Geige. Auf dem Hofe hallen taggemäße Knabenritte.

Das Leben ist erwacht, und knarrt, hämmert, pocht, flucht, siefelt, singt, dampft, zischt, faucht und lommandiert sein immer un-gleiches, disharmonisches Potpourri herunter.

Da ist die fette Stimme des Gesanglehrers mit ihrem gesuch- salbungsvollen Accent: „Fangen wir an mit dem so wunderschönen und tief empfunden Liede:

„Allein Gott in der Höh' sei Ehr.“

Einige kurze Vortakte, dann setzen helle Stimmen ein.

Vor dem Fabrikthor hat der Herr Chef soeben höchstselbst zwei Arbeiter gestellt, die fünf Minuten zu spät gekommen sind:

„Sie scheinen es gar nicht mehr nötig zu haben! Wenn Sie noch einmal zu spät kommen, fliegen Sie raus — heute löstet das fünfzig Pfanige.“

„... darum daß nun und nimmermehr

Uns rühren kann kein Schade...“

versichert der Kindersang, und weiter:

„Ein Wohlgefallen Gott an uns hat...“

„Ihr Esel und Kamele,“ wettert der Turnlehrer, „könnt' Ihr denn nicht begreifen? Wenn Ihr die nächste Schwendung wieder versant, holt Euch der Satan, Achtung!.. In Selticnen rechts marschieret auf, marsch!..“

„Drum ist groß Fried ohn Unterlaß...“

Aus der Fabrik hallt der Widerstreit erregter Stimmen. Jetzt rennt ein Rädel mit fliegenden Räden zum Thor hinaus. Hinter ihr drein der Werkführer: „Augenblicklich kommen Sie zurück!“

Ein Schluchzen der Wut zittert durch die Antwort: „Ne, lieber verhungern, als bei Euch, wo der Chef seinen feinen Meistern hilft, arme Weiber noch unglücklicher zu machen!“

Wie der Wind ist sie davon. Der Meister sieht ihr grinsend nach. Pah, seine Sorgen!..

„Al' Fehd' hat nun ein Ende“

verhallt der Gesang.

Und mit dem ruhigen Stampfen der Maschinen, dem Surren der Riemen, dem Rauch, Dunst und dem vielen Schmutz geht der Tag seinen Weg. —

— Die Kritik der Strafe. Der „Frankfurter Zeitung“ wird unterm 11. August aus Würzburg geschrieben: Seit drei Jahren wird hier an einer Kanalisations-Anlage gebaut, die schon oft den Unmut und den Spott der Bürgerschaft herausgefordert; denn das ungenügende Funktionieren der Anlage steht im umgekehrten Verhältnis zu den genügend hohen Kosten, die sie schon verursacht hat. Der Unmut hat sich nun gestern sehr unverblümt geäußert. An der Arbeitsstelle steht eine Tafel mit der Aufschrift:

Gesperrt
Der Magistrat.

Ein Unzufriedener machte durch Zettel mit der gleichen Schrift Zusätze, so daß gestern früh die Aufschrift der Tafel lautete:

Ein-
Gesperrt
gehört
Der Magistrat.

ie. Katzen- und Schlangensurrt. Es ist schwer zu sagen, ob es sich dabei um eine allgemeine Thatsache handelt, aber es hat doch den Anschein, daß sich im Verhältnis zu den Katzen das männliche und weibliche Geschlecht grundsätzlich unterscheidet. Die Katzenlieb-haberei der Frauen liegt klar zu Tage und ist unzählige Male ins Lächerliche gezogen worden, und andererseits hat man viele Beweise dafür, daß die Männer teils einen Haß gegen die Katzenrasse, teils

eine gewisse Furcht vor ihnen haben. Nach einem Aufsatz im „Medical Record“ sollte man darauf schließen, daß die Engländer ganz besonders oft mit einer Kakenfurcht behaftet sind, denn man hat für diese Eigenschaft dort sogar einen sehr wissenschaftlich klingenden Namen „Melurophobie“ vorgeschlagen. Die Kakenfurcht wird als ein seltsamer nervöser Zustand geschildert, in den manche Leute beim Anblick oder angeblich sogar bei der unbemerkten gebliebenen Gegenwart einer Kake versallen. Dies Gefühl soll keine Beziehung zur eigentlichen Furcht haben, weil auch einige Personen, an deren Tapferkeit niemand zweifelt, diese sonderbare Eigenschaft besitzen, z. B. auch Lord Roberts, der vielgenannte Höchstkommandierende im Boerenkrieg. Das Gefühl ist das eines Ekels und soll verwandt sein mit der bei der weißen Rasse durchgängig vorhandenen Abneigung gegen Schlangen. Bei sehr empfindlichen Naturen erstreckt sich die Schlangenfurcht auch auf Geschöpfe oder sogar Gegenstände, die einer Schlange ähneln oder eine solche darstellen sollen. Diese Leute schrecken beispielweise zusammen und fahren zurück, wenn ihnen ein großer lebender Nal vor die Füße geworfen wird. Trotzdem sie sehr wohl wissen, daß dieses Tier vollkommen harmlos und auch in der That keine Schlange ist, so würden sie es doch unter keinen Umständen berühren oder essen. Wer noch an der allgemeinen Verbreitung dieser Empfindungen zweifeln sollte, darf sich nur an die Anwendung des Begriffs der Schlange im Sprachgebrauch erinnern. Der Vergleich eines Menschen, seines Blickes, seiner Bewegungen mit Schlangentartem soll immer etwas Abschreckendes oder Widerwärtiges ausdrücken. Nun kann man wohl sagen, daß die Kaken, so weit es bei der großen Verschiedenheit der Körpergestalt möglich ist, etwas Schlangenähnliches besitzen. Viele von uns nehmen das nicht wahr, weil ihre Augen für die Beobachtung ihrer Umgebung überhaupt nicht genügend geschärft sind, oder weil sie nicht mit einer besonderen Empfindlichkeit behaftet sind. Wenn man jedoch eine Kake genauer betrachtet, wie sie sich schleichend bewegt, wie sie in der Sonne liegt, wie sie sich krümmt, um ihre gewöhnliche Stellung beim Schlafen zu gewinnen, wenn man überhaupt auf ihr verstoßenes Wesen und auf die Bindungen ihres kleinen glatten Körpers sieht, so muß man zugeben, daß ein Vergleich mit den Eigenschaften einer Schlange nicht weit hergeholt zu werden braucht. Ist die Kake nun außerdem noch auffällig gestreift, so giebt es Augenblicke, in denen die Ähnlichkeit noch deutlicher wird. Viele Leute mögen das nur ganz vorübergehend einmal wahrnehmen, andere aber sind sich dessen dauernd bewußt und fühlen gegen jede Kake eine unüberwindliche Abneigung, die sie sich nicht erklären können, die aber vermutlich mit der Schlangenfurcht zusammenhängt. In Deutschland und namentlich auf dem Lande dürfte diese seltsame Art von Nervosität keinesfalls häufig zu finden sein, und in den Städten spielen die Kaken keine so hervorragende Rolle. Wenn aber auf eine persönliche Meinungszäufung Wert gelegt wird, so bekennt sich auch der Verfasser dieser Zeilen zu einem Stück von jener Empfindlichkeit, indem er von Jugend auf gegen alle Kaken einen so unüberwindlichen Haß gehegt hat, der bis zum Verfolgungstrieb gesteigert ist, wie eine herzliche Zuneigung zu allen anderen Haustieren, und da er sonst gar keine nervöse Veranlagung besitzt, so hält er es für wahrscheinlich, daß es vielen anderen gesunden Menschen, namentlich des männlichen Geschlechts, mit den Kaken ebenso ergeht. —

Anthropologisches.

re. Ueber die Bedeutung der Gesichtsteile für die Rassenanatomie sprach in der dritten Sitzung des 34. Deutschen Anthropologenkongresses Dr. F. Virchner (München). Die Rassenunterschiede beruhen einerseits auf den Verschiedenheiten des Knochengeriistes andererseits auf den der Weichteile. Während die ersten bisher verhältnismäßig eingehend studiert worden sind, wurden letztere mehr vernachlässigt. Wir kennen für Europäer, speciell für Deutsche Untersuchungen der Gesichtsteile von Welser, His und Kollmann, die zu dem Zwecke vorgenommen wurden, um den Schädel berühmter Männer mit deren Bildnissen zu vergleichen oder aus dem Schädel vorgeschichtlicher Menschen den Kopf zu rekonstruieren. An außerdeutschen und außereuropäischen Völkern sind bisher nur von Dr. V. Hagen Untersuchungen gemacht worden. Die sechs Chinesenköpfe der anthropologisch-prähistorischen Staatssammlung in München boten zu derartigen Untersuchungen willkommene Gelegenheit. Es kam die von Kollmann empfohlene Methode zur Anwendung, indem durch Einstechen mit einer berußten Nadel die Dide der Gesichtsteile an verschiedenen Punkten gemessen wurde. Wie aus der vorgelegten Tabelle von Mittelwerten ersichtlich ist, ergaben sich einige charakteristische Unterschiede. An der Nasenwurzel und in der Mitte der Nasenbeine ist bei den Chinesen die Haut dicker als bei den von Kollmann und His untersuchten Europäern. Das Gleiche findet statt an der Wurzel des Jochbogens vor dem Ohr, über der größten Entfernung der Jochbogen von einander und am höchsten Punkt des Wangenbeins, es sind das jene Punkte, welche besonders wichtig sind zur Unterscheidung des mongolischen Gesichtstypus von dem europäischen. Aber auch in andern Rassen zeigen die Chinesenköpfe eine Hinneigung zu einer größeren Dide der Weichteile gegenüber der der Europäer. Es wurde auf die Anwendung der Röntgenstrahlen zur Untersuchung hingewiesen, die für die Bestimmung der Dide der Gesichtsteile Anwendung finden kann. Wenn auch festgehalten werden muß, daß die mit Formalin und Alkohol konservierten Chinesenköpfe Veränderung in der Dide

der Weichteile erfahren haben werden, so ist doch mit dem vorliegenden Versuche dargethan, daß Aussicht besteht, durch das Studium der Gesichtsteile wichtige Beiträge für die Rassenanatomie zu erzielen. —

Aus dem Tierleben.

— Merkwürdige Gewohnheit einer Krabbe. In seiner unlängst erschienenen Arbeit über die Kruster der Malediven und Lakkadiven schildert Borradaile das merkwürdige Benehmen einer kleinen Krabbe (*Melia tessellata*), die zwischen den Zweigen lebender Korallen lebt und fast stets (wie es Richter schon 1888 beobachtet hatte) in jeder ihrer beiden Scheren eine kleine Seeanemone trägt. Immer sieht man sie mit ihren beiden Gliedmaßen wie mit zwei Sträußen umherspazieren, und wenn man ihr eines oder beide nimmt, sucht sie, wenn irgend möglich, sich ihrer wieder zu bemächtigen. Sie scheint ohne dieselben nicht leben zu können und nur selten trifft man eines dieser Tiere ohne seine Anemonen. Der Gedanke läge nahe, daß sie sich dieser mit Nesselorganen versehenen, von vielen Tieren gefürchteten Gliedmaßen nur als Verteidigungsmittel bedienen, denn auch mancherlei größere Krabben, namentlich die Meer-spinnen, (*Maja*-Arten), pflanzen solche Gliedmaßen auf ihren Rücken, und die Bernhardinerkrabbe setzt Seeanemonen auf die Schindenschalen, die sie bewohnen. Aber bei der *Melia* kommt noch ein anderes hinzu: sie hält die Seeanemonen in ihren Scheren, die schlank und gebrechlich, zur Verteidigung wenig geeignet sind, und sie streckt die Scheren mit den Seeanemonen jedem Angreifer entgegen. Sie dienen ihr als Waffen — vielleicht auch als Fang- und Angriffsmittel, um Beutetiere zu lähmen? Es wäre dann hier eins der seltenen Beispiele gefunden, in denen Tiere sich eines Werkzeugs, und noch dazu eines lebenden Werkzeugs, bedienen. — („Prometheus.“)

Humoristisches.

— Hofrat und Hoflieferant. Im Münchener Natskeller kneipen zwei ehrsame Metzgermeister und diskutieren eifrig über den Titel Hofrat.
„Wann Daner an Prinz'n behandelt, nachher wird er Hofrat“, konstatierte der eine.
„So?“ erwiderte misstrauisch der zweite: „An wann er nachher an Prinzen liefert?“
„Nachher wird er Hoflieferant!“ lautete prompt die Antwort. —
— Aus einer Gendarmerie-Anzeige. „Die beiden Brüder N. sitzen des Nachmittags mit ihren Frauen in allen Wirtshäusern und belästigen die übrigen Gäste durch schamhafte Redensarten.“ —
— Aus dem Aufsatz einer höheren Tochter. „Die gehetzte Gemse sprang von Klippe zu Klippe. Endlich konnte sie nicht mehr weiter. Vor ihr gähnte der Abgrund und hinter ihr der Verfolger.“ — („Jugend.“)

Notizen.

— Maxim Gorki hat ein neues Bühnenwerk vollendet. Es stellt die charakteristischen Typen der absterbenden Aristokratie, der Bourgeoisie und der breiten Masse von Rußland einander gegenüber. Der Titel steht noch nicht fest. —
— Das Deutsche Theater bringt als erste Novität der nächsten Spielzeit S. Rodenbachs Drama „Die stille Stadt“ in Verbindung mit Arthur Schnitzlers neuem Einakter „Der Puppenspieler“. —
— Bei Tönsberg in Norwegen ist in einem Hünengrab ein Wikingerschiff gefunden worden. —
c. Von jeder neuen Ausgabe der Bibel, die in der berühmten Universitätsdruckerei zu Oxford herauskommt, wird nicht weniger als 20 mal Korrektur gelesen, so daß die Korrektur mehr Kosten macht als das Segen. Jeder, der zuerst einen Fehler entdeckt, einen ausgelassenen oder verstellten Buchstaben oder ein verdrucktes Wort, erhält eine Guinee (21 Mark) für jeden Fehler. Die Ausgabe ist jedoch mit solcher Genauigkeit hergestellt, daß die Druckerei in mehreren Jahren nur 5 Guineen für geringe Fehler bezahlt hat. —
t. Eine Statistik der „weißen Kohle“. Die Wasserfälle, die jetzt mehr und mehr zur Erzeugung von Arbeitskraft benutzt werden, haben in der Technik den hübschen Spitznamen der „weißen Kohle“ erhalten. Ihre Verwertung ist verhältnismäßig noch immer gering, wie eine kürzlich veröffentlichte Statistik lehrt. In Deutschland und Oesterreich zusammengenommen werden erst 180 000 Pferdestärken aus fließendem Wasser gewonnen, in der Schweiz 160 000, in Schweden 200 000 und in den Vereinigten Staaten 400 000. Die gesamte zu diesem Zweck nutzbare Naturkraft wird dagegen in Schweden allein auf 2 Millionen Pferdestärken geschätzt, in Frankreich auf 10 Millionen, ebenso viel etwa für Deutschland, Oesterreich, Schweiz und Italien zusammen, während die Niagarafälle in den Vereinigten Staaten allein 10 Millionen Pferdestärken zu liefern im Stande wären. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 18. August.